

GESCHICHTE INKÖLN

69 | 2022

ZEITSCHRIFT FÜR STADT- UND REGIONALGESCHICHTE



Geschichte in Köln

Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte

69

2022

Herausgegeben von

Thomas Deres – Christian Hillen – Michael Kaiser
Birgit Lambert – Stefan Lewejohann – Georg Mölich
Joachim Oepen – Wolfgang Rosen – Stefan Wunsch

in Verbindung mit

Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e.V.

Band 69 2022

herausgegeben von

Christian Hillen, Joachim Oepen, Wolfgang Rosen

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN

Impressum

Redaktionsanschrift: Geschichte in Köln, Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte,
c/o Stefan Wunsch M.A., Franz-Denhoven-Straße 51, 50735 Köln, www.geschichte-in-koeln.de
E-Mail: info@foerderverein-geschichte-in-koeln.de

Lektorat: Stefan Wunsch; **Bildredaktion:** Birgit Lambert

Zur Titelabbildung: Bekrönende Darstellung eines Taufbeckens: Mantelteilung des hl. Martin,
Taufbecken, Köln, Heinrich Wickrath, 1594. Ehemals Köln, Klein St. Martin, heute St. Maria im Kapitol
(Foto: Stephan Kube, Greven)

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln **Satz:** büro mn, Bielefeld

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotel,
Brill Schönigh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht,
Böhlau und V & R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 0720 3659, ISBN der aktuellen Ausgabe: 978-3-412-52568-2

Inhalt

Editorial: Geschichte in Köln: stabil	7
Karl Ubl Das andere Leben Erzbischof Heriberts von Köln	13
Joachim Deeters Vom Bau der Großen Mauer um Köln 1180. Neue Überlegungen zu einem alten Problem der Kölner Stadtgeschichte	33
Ulrike Bergmann/Esther von Plehwe-Leisen Die lothringische Steinskulptur der Gotik in Köln	51
Christian Jaser Stadt und Interdikt im Mittelalter. Das Beispiel Köln (1250–1350)	91
Markus Jansen Von der städtischen Elite in den Landadel. Gruppenverbindende Mobilität am Beispiel der spätmittelalterlichen Stadt Köln	113
Carla Meyer-Schlenkrich Mensch und Fluss. Auenlandschaften als »Anthroposystem« am Beispiel der Strunde im Bergischen Land	141
Nils Hausmann Hausrat und Memoria. Überlegungen zu Gebrauch, Bedeutung und Überlieferung vier frühneuzeitlicher Kissenplatten aus dem Kölnischen Stadtmuseum	175
Anna Pawlik »Aus dem Feuer bin ich geflossen«. Die Stiftung von Taufbecken in Kölner Pfarrkirchen in der Frühen Neuzeit als Akt konfessionspolitischen Handelns	201
Saskia Limbach Gedruckte Rechtsordnungen im Köln des 16. Jahrhunderts. Neue Kommunikationsformen für die städtische Obrigkeit	231

Thomas Gergen »und dem Magistrat zu Cöllen die ›confiscationem exemplarium‹ zu befehlen allergnädigst geruhen wollen«. Kölner Druckprivilegien vor dem Reichshofrat im 18. Jahrhundert	253
Gregor Wagner Die Eisenbahnwagen- und Maschinenfabrik van der Zypen & Charlier. Industriearchäologische Relikte an der Deutz-Mülheimer Straße in Köln	267
Franziska Pleis Jüdische Kunsthändler in Köln während der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus	283
Lothar Speer Die Entstehung der Ringpartnerschaft der Städte Esch-sur-Alzette, Lille, Lüttich, Köln, Rotterdam und Turin vom 3. Juli 1958	309
 Miszellen	
Letha Böhringer Ein neues DFG-Projekt an der »Forschungsstelle Geschichte Kölns«: Beginen in Köln. Sozialgeschichte urbaner Frömmigkeit vom 13. bis zum 15. Jahrhundert	347
Carlotta Kenda Der jüdische Kinderarzt Dr. Max Benjamin und ein zweimal ausgestelltes Rezept	355
Letha Böhringer Nekrolog Klaus Militzer (1940–2022)	359
Buchbesprechungen	363
Harald Horst/Karen Straub: Von Frauenhand. Mittelalterliche Handschriften aus Kölner Sammlungen <i>von Letha Böhringer</i>	363
Carolyn M. Carty: The Political Message of the Shrine of St. Heribert of Cologne. Church and Empire after the Investiture Contest <i>von Christian Hillen</i>	364
Stephanie Hauschild: Stefan Lochner – Erster deutscher Meister <i>von Roland Krischel</i>	366

Inhalt	5
Gérald Chaix: Köln im Zeitalter von Reformation und katholischer Reform 1512/13–1610 <i>von Georg Mölich</i>	368
Anton Legner: Faszination Bergkristall. Kölner Erinnerungen <i>von Anna Pawlik</i>	371
Ludwig Gierse/Ernst Heinen (Bearb.): Friedrich Baudri. Tagebücher 1854–1871 <i>von Anne Ostermann</i>	373
Anselm Weyer: Architekturführer Köln <i>von Martin Struck</i>	376
Hans-Jürgen Becker: Die neue Kölner Rechtswissenschaftliche Fakultät von 1919 bis 1950 <i>von René Schulz</i>	377
Anselm Weyer: Die Insel der Seligen. Köln 1918–1926 <i>von Benedikt Neuwöhner</i>	379
Daniel Meis: Josef Grohé (1902–1987): Ein politisches Leben? <i>von Helge Jonas Pösche</i>	381
Autorinnen und Autoren	385
Informationen und Hinweise	386

Editorial

Geschichte in Köln: stabil

Die Corona-Krise noch nicht hinter sich gelassen, sehen sich Europa und die Welt gleich mit den nächsten Krisen konfrontiert. Erfreulicherweise steckt die Erforschung der Kölner Stadtgeschichte nicht in der Krise. Die Anzahl und die Qualität der diesjährigen Beiträge legen davon wieder einmal mehr ein beredtes Zeugnis ab. Da wir Ihnen die vielen interessanten Forschungen nicht vorenthalten wollten, haben wir uns entschlossen, die GiK in diesem Jahr erneut etwas umfangreicher als sonst werden zu lassen.

Bereits im letzten Jahr wurde in Köln des 1000. Todestages von Erzbischof Heribert am 16. März 1021 gedacht, wobei die Gottesdienste, eine Ausstellung und andere Veranstaltungen teilweise unter der Corona-Pandemie gelitten haben. Gleichwohl publizieren wir in dieser Ausgabe eine der Früchte des Gedenkjahres, in dem *Karl Ubl* eine kritische Lektüre der Vita dieses Erzbischofs aus der Feder Lantberts von Deutz vorgenommen hat. Im Ergebnis ist ein Lebensbild Erzbischof Heriberts zustande gekommen, das in wesentlichen Punkten von der bisherigen Forschung abweicht. Im ersten Abschnitt wird die hochadlige Herkunft Heriberts in Frage gestellt und stattdessen ein bemerkenswerter sozialer Aufstieg aus unbedeutenden Wormser Verhältnissen angenommen, der den weiteren Lebensweg prägen sollte. Im zweiten Teil wendet Ubl sich seiner Ernennung zum Erzbischof von Köln zu. Auch in diesem Fall ist die Schilderung Lantberts wenig zuverlässig, weil es dem Biographen vor allem darum ging, die Rolle des Ezzonen Hermann bei der Wahl zu akzentuieren, um die Familie des amtierenden Kölner Erzbischofs Hermann II. zu ehren. Heribert dürfte seine Ernennung ausschließlich dem Kaiser und nicht einheimischen Akteuren verdankt haben. Schließlich war die Gründung des Deutzer Klosters ein viel langwierigerer Prozess, als es Lantbert und die gefälschten Urkunden des 12. Jahrhunderts glauben machen. Erst 1019/1020 ist die Existenz des Klosters sicher bezeugt.

Auch *Joachim Deeters* wendet sich einem alten Problem der Kölner Stadtgeschichte zu, indem er sich der Frage widmet, auf wen letztlich der 1180 begonnene Bau der großen Kölner Stadtmauer zurückgeht. Dazu werden historiographische Zeugnisse, die »Mauerurkunde« von 1180 sowie das Grabmal Erzbischofs Philipp von Heinsberg kritisch unter die Lupe genommen. Im Ergebnis kommt Deeters zu dem Schluss, dass Erzbischof und Kölner Bürger die Mauer gemeinsam geplant und zu bauen begonnen haben.

Ulrike Bergmann und *Esther von Plehwe-Leisen* wenden sich mit der Beschäftigung mit gotischen Skulpturen aus lothringischem Gestein in Köln erneut einem gewinnbringenden interdisziplinären Forschungsansatz zu, dem sie bereits in GiK 66 (2019) gefolgt sind. Seinerzeit ging es um die Steinverwendung der Kölner Steinmetze im Mittelalter. Nunmehr werden anhand der Steinbestimmung Importstücke und in Köln gefertigte Skulpturen identifiziert und so die Fragen der kunsthistorischen Forschung zu Warenimport und Bildhauerwanderung von Lothringen in die rheinische Metropole im frühen 14. Jahrhundert geklärt: Eine Reihe von Marienstatuen wurde aus Metz eingeführt; darüber hinaus waren lothringische Kräfte in Köln an bedeutenden Aufträgen von Kathedrale und Stadt beteiligt.

Markus Jansen widmet sich einem Thema, das für alle historischen Epochen von Relevanz ist: der Mobilität der Bevölkerung. Städtische Familien, meist der Führungsschicht, die den Schwerpunkt ihres Besitzes und ihrer politischen Aktivitäten auf das Land verlagerten, sind ein Phänomen, dass sich in vielen Städten in Mittelalter und Früher Neuzeit beobachten lässt. Am Beispiel der Stadt Köln untersucht Jansen ausgewählte Fälle derartiger Mobilität für das Spätmittelalter, anhand derer sich die engen Verbindungen der Eliten in der Stadt und auf dem Land aufzeigen lassen. Dabei kommen sowohl faktische (Bachem, Zudendorp, Schall, Raitz, Overstolz, Scherfgin, Troyen, Walrave) als auch fiktive beziehungsweise retrospektiv ausgebaute (Pantaleon) Beispiele zur Sprache, die den Facettenreichtum dieser Mobilitätsstrategien illustrieren. Diese gruppenverbindenden Dynamiken erlaubten bis in das 15. Jahrhundert noch einen recht einfachen Übergang, vorausgesetzt die betreffende Person oder Familie war in die entsprechenden Netzwerke des Landadels und der Fürsten eingebunden.

Carla Meyer-Schlenkrich präsentiert mit ihrem Beitrag zur Strunde, einem Bach, der das rechtsrheinische Stadtgebiet durchquert und in den Rhein mündet, einen neuen Forschungsansatz, der zudem anschlussfähig an aktuelle Fragestellungen ist. So hat die Hochwasserkatastrophe im Juli 2021 erschreckend deutlich gemacht, wie abrupt und zerstörerisch die Überschwemmungen mittlerer und kleiner Flüsse für die an ihnen siedelnden Menschen werden können. Dabei beziehen sich im rechtsrheinischen Bereich aktuelle Forderungen nach einer Renaturierung dieser Gewässer mit Blick auf einen besseren Hochwasserschutz in der Regel auf die rasante Urbanisierung, die diese Region seit der Industrialisierung erfahren hat. Dem kann Meyer-Schlenkrich unter Zuhilfenahme der Geowissenschaften, der Archäologie und der Geschichtswissenschaften die Erkenntnis entgegenstellen, dass in die rechtsrheinische Auenlandschaft zwischen Köln und Leverkusen schon seit dem Frühmittelalter durch den Menschen ebenso tiefgreifend wie kontinuierlich eingegriffen wurde. In diesem Sinne werden die Umgestaltungen

beziehungsweise zum Teil auch Verschmutzungen der Landschaft durch den Menschen in der »longue durée« am Beispiel der Strunde skizziert. Daneben geht die Autorin der Frage nach, wie das Gewässersystem und seine für die Menschen wertvolle Wasserkraft auf die Vergemeinschaftung der Anrainer an ihren Ufern, konkret vor allem auf ihre rechtliche Organisation zurückwirkte.

Christian Jaser thematisiert mit dem Interdikt einen für mittelalterliche Städte wichtigen Bereich, der auch das Alltagsleben stark beeinträchtigen konnte. Neben der Personalstrafe der Exkommunikation nimmt das raumbezogene Lokalinterdikt, das die Seelsorge in einem bestimmten Gebiet (Kirche, Stadt, Diözese, Herrschaftsterritorium) unterbinden sollte, eine zentrale Rolle im Sanktionsarsenal des »gladius spiritualis« ein. Städte mit einer ausgeprägten kirchlichen Infrastruktur waren im Spätmittelalter besonders häufig von dieser Strafmaßnahme betroffen. Das gilt insbesondere für das »heilige Köln«, das zwischen 1250 und 1350 mehrfach interdiziert war und damit eine vergleichsweise dicht überlieferte Fallstudie für das Interaktionsgeschehen »Stadt und Interdikt« bietet. Hier eröffnet sich eine diachrone Perspektive auf juristische und alltagspraktische Resilienzstrategien der Stadt im Umgang mit einem Interdikt wie auch auf Formen laikaler Selbstermächtigung vor dem Erfahrungshorizont des Religiösen in der städtischen Gesellschaft.

Nils Hausmann beschäftigt sich mit vier Objekten, denen man nur auf den ersten Blick alles andere als eine hohe Bedeutung zumessen möchte, und kommt mit seinen Fragestellungen zu erstaunlichen Erkenntnissen: Wie gelangten vier vielfarbige Kissenplatten mit Wappenstickereien in einen Kölner Kirchenschatz? Weshalb haben sie sich dort bis zu ihrer Aufnahme in die Sammlung des Stadtmuseums erhalten? Zur Klärung dieser Fragen wird der fragmentarische Überlieferungszustand der Objekte zum Anlass genommen und deren gesamte ursprüngliche Gestalt berücksichtigt. Dies macht auf die vielfältigen Gebrauchsmöglichkeiten frühneuzeitlicher Kissen aufmerksam. Damit boten sich die auf vielfache Weise mit der Geschichte der Besitzerfamilien verwobenen Objekte als Gegenstand der familiären »memoria« und damit für eine Schenkung an den Kirchenschatz an.

Auch *Anna Pawlik* geht neue Wege, indem sie in einem interdisziplinären Ansatz frühneuzeitliche Taufbecken in Kölner Kirchen als eine bislang nicht im Zusammenhang behandelte Objektgruppe vorstellt. Ein Taufbecken aus Klein St. Martin (heute in St. Maria im Kapitol) erweist sich bei näherem Hinsehen als ein wichtiges historisches Zeugnis für die auch konfessionell geprägte Stiftungspraxis der politischen Elite in Köln im 16. Jahrhundert. Die Kirchmeisterkollegien stifteten vor dem Hintergrund des konfessionellen Wandels in Klein St. Martin und anderen Pfarrkirchen der Stadt neue Taufbecken und zeichneten

diese mit ihren Wappen und/oder Inschriften aus. Das Taufbecken ist der zentrale Ort des Taufsakraments, des christlichen Initiationsritus, der die Aufnahme in eine Gemeinschaft verdeutlicht. Dies wurde nicht nur für das konfessionelle Bekenntnis des Einzelnen sondern zunehmend auch für sein gesellschaftliches und politisches Dasein von Bedeutung. Spätestens mit der Qualifikationsordnung von 1607 wurde die Verleihung des Bürgerrechts direkt an die Bestätigung des katholischen Bekenntnisses geknüpft.

Wie bei jeder medialen Revolution reichen auch beim Buchdruck die Auswirkungen in unterschiedliche Bereiche hinein. Ausgehend von der Beobachtung, dass seit der Erfindung Gutenbergs der Buchdruck vermehrt für die Publikation von Verordnungen eingesetzt wurde, befasst sich *Saskia Limbach* mit dem Umstand, dass im Laufe der Zeit Druckoffizine zunehmend wichtiger für die Vermittlung obrigkeitlicher Regelungen wurden. Auch im Köln des 16. Jahrhunderts veränderte sich nach und nach die Kommunikation des Rates, was sich gerade anhand der sogenannten Policyordnungen (Verordnungen zur Regulierung des öffentlichen Lebens) zeigen lässt. Allerdings wurde der Druck nicht, wie bisher angenommen, schnellstmöglich eingesetzt, sondern zunächst nur aus bestimmten Gründen genutzt. Limbach zeichnet daher die Veränderungen im 16. Jahrhundert nach und untersucht, welche Verordnungen gedruckt und welche weiterhin in anderer Form kommuniziert wurden. Zudem werden die Betreiber der Druckereien vorgestellt, die für den Rat tätig waren, um die Interaktion zwischen Obrigkeit und Buchdruckern näher zu beleuchten.

Auch der Beitrag von *Thomas Gergen* greift eine in der heutigen Mediengesellschaft aktuelle Problematik auf, die bereits in der Frühen Neuzeit bestand: den unerlaubten Nachdruck von Publikationen, gegen den man sich durch Privilegien zu schützen versuchte. Solche Ordnungsprinzipien für das neue Medium des Drucks schufen einen rechtlich garantierten, wenngleich zeitlich limitierten Handlungsrahmen, der weniger für Autoren wichtig war, sondern sehr viel mehr für das Geschäft der Verleger. Wie diese den Rechtsrahmen eines Privilegs versuchten auszulegen, zeigen zwei Beispiele aus der Medienstadt Köln im 18. Jahrhundert. Konkret wurde dabei um den Nachdruck von Kalendern gestritten, beides lukrative Druckerzeugnisse ihrer Zeit. Grenzen des Privilegiengebrauchs wurden offenbar, wenn die Privilegienanwendung gegen kaiserlich garantiertes Reichsrecht verstieß und somit der Missbrauch evident war. Insbesondere die Gefährdung des inneren Friedens konnte den Verlust der Privilegiengunst nach sich ziehen. Privilegien waren somit ein juristisches Steuerungsmedium, das im Fall der Druckprivilegien gerade für die Wissensgesellschaft der Frühen Neuzeit von hoher Bedeutung war.

Schon seit Jahren wird auf der rechten Rheinseite kräftig gegraben, um die brachliegenden Industriegelände für die Stadtentwicklung zu nutzen. Dabei wurden im Rahmen der geplanten Umgestaltung und Nutzbarmachung ehemaliger Fabrikationsanlagen der 1967 eingestellten Waggonproduktion von van der Zypen & Charlier zwischen Köln-Mülheim und Deutz in den vergangenen Jahren archäologische Untersuchungen durchgeführt. Es sollte festgestellt werden, ob und wenn ja, welcher Denkmalwert den freigelegten Bauresten von Schmiede und Kesselhaus der Anlage beizumessen sind. *Gregor Wagner* zeigt auf, dass die noch nicht abgeschlossenen archäologischen Grabungen auf dem ehemaligen Werksgelände selbst bei vergleichsweise guter Quellenlage zur Werksentwicklung und einer zu erwartenden starken Überprägung älterer Bauzustände durch eine kontinuierliche rund 150-jährige industrielle Nutzung mit archäologischen Methoden ein beträchtlicher Erkenntnisgewinn zu erzielen ist, der unser Bild von der wirtschaftlichen Entfaltung Kölns und seines Umlandes im frühen Industriezeitalter vervollständigt.

Franziska Pleis bündelt in ihrem Beitrag *Auskünfte* rund um jüdische Kunsthändler Kölns von der Weimarer Republik bis zur Nachkriegszeit. Personenbezogene Akten aus Wiedergutmachungsverfahren fungierten dabei als zentrale Quellen, um individuelle Informationen über Betroffene zu sammeln. Der Beitrag rekonstruiert einzelne Lebensläufe, Verfolgungsschicksale und Vermögensverluste. Erstmals werden Lebensläufe jüdischer Kunsthändler Kölns herausgearbeitet, zu denen bisher nur rudimentäre Informationen vorlagen.

Lothar Speer untersucht in seinem Aufsatz die Hintergründe, die 1958 zum Abschluss der europäischen Ringpartnerschaft zwischen sechs Städten führten, und rekonstruiert zugleich den historischen Kontext dieser multilateralen Städtepartnerschaft. Dabei zeigen sich zwei deutlich unterscheidbare Phasen, die in einem engen Zusammenhang mit den Vorstellungen des Rates der Gemeinden Europas (RGE) standen. Insgesamt erstreckte sich die Entstehungsgeschichte auf den Zeitraum zwischen 1953 und 1958. Die Städtepartnerschaften wurden zu einem erfolgreichen Mittel der Aussöhnung und Völkerverständigung in der Nachkriegszeit und verstanden sich als »kommunale Antwort« auf die europäischen Aktivitäten der staatlichen Ebene (zum Beispiel die EWG). Die hier ausführlich dargestellte »Ringpartnerschaft« bedeutete für die 1950er Jahre einen echten Fortschritt – gleichwohl ist dieses frühe übergreifende internationale Engagement der Stadt Köln bisher nicht umfassend dargestellt worden. Die »Ringpartnerschaft« wurde in der Öffentlichkeit auch nur bei den jeweiligen Jubiläen gewürdigt.

Auch die diesjährige GiK wird abgerundet durch Rezensionen sowie durch drei Miszellen, von denen auf den kleinen Beitrag von *Carlotta Kenda* hinzuweisen ist, da er aus einer Schülerarbeit entstanden ist.

Für das Herausbergremium, die Bandherausgeber und die Bildredaktion sowie das Lektorat wünschen wir eine anregende Lektüre:

Christian Hillen, Joachim Oepen, Wolfgang Rosen

Das andere Leben Erzbischof Heriberts von Köln

von Karl Ubl

Als Erzbischof Heribert am 16. März 1021 in Köln verstarb, soll die ganze Stadt über einen Monat hinweg täglich an sein Grab gepilgert sein und dort des Verstorbenen gedacht haben.¹ Dies berichtet uns Lantbert von Deutz etwa dreißig Jahre später in seiner zwischen 1046 und 1056 entstandenen Schrift über das Leben Heriberts von Köln. Auch wenn Lantbert bei der Schilderung der Beteiligung aller Kölnerinnen und Kölner ein wenig übertrieben haben mag, wird man seinem Bericht in Grundzügen vertrauen können. Andere Quellen belegen, dass der Erzbischof bald zum neuen Heiligen avancierte² und seine Stiftung in Deutz innerhalb weniger Jahre den Namen des Gründers annahm. Aus dem Deutzer Benediktinerkloster St. Maria wurde schon vor der Mitte des 11. Jahrhunderts »St. Heribert«.³

Wie gelang es Heribert, die städtische Bevölkerung für sich einzunehmen und schon bald nach seinem Tod als heiliger Mann verehrt zu werden? Sein Biograph Lantbert wäre an dieser Frage kaum interessiert gewesen. Wie es für Verfasser von Heiligenlegenden charakteristisch ist, war für ihn Heriberts Karriere als Heiliger in jedem Stadium seines Lebens erkennbar. Schon bei der Geburt (Abb. 1) sei die Heiligkeit durch eine Lichterscheinung im Schlafzimmer der Eltern allen Anwesenden offensichtlich geworden.⁴ Lantbert »verankert das Einzelschicksal Heriberts von vornherein fest im göttlichen Heilsplan, der dessen Einzug in die Reihen der himmlischen Heerscharen vorsieht«.⁵ Die Vita ist makellos und einfärbig,

- 1 Lantbert von Deutz: *Vita sancti Heriberti lectio XII*, hg. von Bernhard Vogel (MGH SS rer. Germ. 73), Hannover 2001, S. 200; vgl. Ders.: *Miracula sancti Heriberti* c. 5, ebd., S. 219. Zur Einordnung der Vita vgl. Heribert Müller: *Die Vita sancti Heriberti des Lantbert von Lüttich*, in: Anton von Euw/Peter Schreiner (Hg.): *Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends*, Köln 1991, S. 47–58; Uta Kleine: *Gesta, Fama, Scripta. Rheinische Mirakel des Hochmittelalters zwischen Geschichtsdeutung, Erzählung und sozialer Praxis*, Stuttgart 2007, S. 75–122; einen möglichen Zusammenhang mit dem Besuch Leos IX. in Köln diskutiert Stephanie Coué: *Hagiographie im Kontext. Schreibenlaß und Funktion von Bischofsviten aus dem 11. und vom Anfang des 12. Jahrhunderts*, Berlin/New York 1997, S. 83–99.
- 2 Vgl. Erich Wisplinghoff: *Rheinisches Urkundenbuch. Ältere Urkunden bis 1100*, 1: Aachen-Deutz, Düsseldorf 1972, Nr. 133, S. 196 (vom 6. August 1032).
- 3 Heribert Müller: *Heribert, Kanzler Ottos III. und Erzbischof von Köln*, Köln 1977, S. 316.
- 4 Lantbert von Deutz: *Vita sancti Heriberti* (Anm. 1), I. 2, S. 141 f.
- 5 Bernhard Vogel: *Das hagiographische Werk Lantberts von Deutz über Heribert von Köln*, in: Dieter R. Bauer/Klaus Herbers (Hg.): *Hagiographie im Kontext. Wirkungsweisen und Möglichkeiten historischer Auswertung*, Stuttgart 2000, S. 117–129, hier S. 120.

schematisch und für heutige Leser ein wenig langweilig. Aber auch die moderne Forschung war bislang wenig daran interessiert, die Brüche in Heriberts Lebensweg aufzudecken. Dieses Bild soll in diesem Beitrag in wesentlichen Punkten korrigiert werden. Dafür werde ich erstens seine familiäre Herkunft in den Blick nehmen, im zweiten Teil seinen Aufstieg zum Erzbischof diskutieren und mich dann zum Schluss seiner Gründung des Benediktinerklosters in Deutz zuwenden.

1. Heriberts Herkunft: Ein sozialer Aufsteiger

Wenn man liest, was Historiker heute über die Herkunft Heriberts schreiben, erhält man einen ähnlichen Eindruck wie bei der Lektüre der eintönigen Heldengeschichte des Biographen Lantbert von Deutz. Die Quintessenz lautet, dass ihm der Aufstieg an die Spitze des römischen-deutschen Reiches bereits in die Wiege gelegt worden sei. Im Katalog zur Kölner Heribert-Ausstellung von 2021 wird apodiktisch festgestellt: »Sicher ist, dass er jener adligen Führungsschicht angehörte, in deren Hand damals fast ausschließlich die Geschicke von Reich und Kirche lagen.«⁶ Konkret nimmt man an, dass er der Familie der Konradiner entstammte, die Anfang des 10. Jahrhunderts mit Konrad I. den ersten nicht-karolingischen König im Ostfrankenreich stellte und in Weilburg an der Lahn ein Kloster als geistlichen Mittelpunkt ihrer hessischen Besitzungen gründete.⁷ Ein Spross dieser Familie war Udo, Graf in der Wetterau und im Rheingau, den man als Großvater Heriberts annimmt. Der spätere Kölner Erzbischof wäre folglich von königlichem Geblüt. Doch es kommt noch besser: Von demselben Grafen Udo ist bezeugt, dass er die Tochter des Grafen Heribert von Vermandois aus dem nordöstlichen Frankreich geheiratet hatte.⁸ Der Kölner Erzbischof wäre folglich nach diesem Ahnen benannt worden, der eine äußerst illustre Herkunft vorweisen konnte. Die Grafen von Vermandois leiteten sich nämlich über eine Nebenlinie in direkter männlicher Nachfolge von Karl dem Großen ab. Vereinigten sich somit konradinische und karolingische Herkunft im heiligen Heribert?

Bei dieser Rekonstruktion ist jedoch Vorsicht geboten. Der Name der Konradiner ist nicht zeitgenössisch, sondern geht auf die Arbeit moderner Genealogen

6 Heribert Müller: Heribert von Köln. Ein Lebensbild, Lindenberg im Allgäu 2021, S. 10.

7 Müller: Heribert (Anm. 3), S. 53–75; Ders.: Zur Familie des Erzbischofs Heribert von Köln, in: JKGv 50 (1979), S. 1–10; Ders.: Heribert, Kanzler Ottos III. und Erzbischof von Köln, in: RhVjBl 60 (1996) S. 16–64, hier S. 21–23.

8 Les Annales de Flodoard a. 946, ed. Philippe Lauer, Paris 1905, S. 102; Flodoard von Reims, Historia Remensis ecclesiae IV c. 33, ed. Martina Stratmann (MGH SS 36), Hannover 1998, S. 425.



Abb. 1: Medaillon mit der Darstellung der Geburt Heriberts. Köln, Neu-St. Heribert, Schrein des hl. Heribert, Köln, um 1147–um 1175, linke Langseite, Detail (Foto: Erzbistum Köln, Helmut Stahl)

zurück, die aber gerade bei der Identifikation dieser Verwandtengruppe hoffnungslos zerstritten sind. In der Diskussion, die in den 1990er und 2000er Jahren sehr lebhaft geführt wurde, taucht der Kölner Heribert allerdings nicht auf.⁹ Es ist

9 Das Standardwerk ist Donald C. Jackman: *The Konradiner. A Study in Genealogical Methodology*, Frankfurt 1990 (ohne Stellungnahme zur Herkunft Heriberts). Wichtige Wegmarken der Diskussion sind Eduard Hlawitschka: *Konradiner-Genelogie, unstatthafte Verwandtenehen*

überdies höchst zweifelhaft, ob alle Personen, die von der fleißigen genealogischen Forschung der Gegenwart bestimmten »Dynastien« zugerechnet werden, ein Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit hatten.¹⁰ Seit der Kritik von Karl Schmid ist die Forschung zu Recht skeptisch geworden gegenüber der »Aufdeckung von verwandtschaftlichen Zusammenhängen, die den Adligen selbst gar nicht bekannt waren«.¹¹ Es sollte daher nicht vergessen werden, dass kein Zeitgenosse dem späteren Erzbischof diese Herkunft von den Konradinern oder von den Karolingern zugeschrieben hat. Nichts in den Quellen deutet darauf hin, dass er zur hochadligen Führungsschicht des Reiches gezählt hätte.

Vielmehr steht diese Zuschreibung königlich-kaiserlicher Herkunft durch die moderne Forschung im Gegensatz zu den dürftigen Nachrichten, die uns sein Biograph Lantbert von Deutz mitteilt. Nach Lantbert wurde er in Worms geboren und entstammte einer dort verankerten Familie. Zu seinem Vater Hugo äußert sich Lantbert nur kurz, indem er auf seine Bekanntheit in Worms hinweist.¹² Nicht ihm, sondern Hugos Ehefrau Tietwidis schreibt er eine adlige Abkunft zu. Die Mutter von Tietwidis, Imma, sei die Tochter des schwäbischen Grafen Regimbald gewesen und mit ihren Schwestern von den Ungarn entführt worden, nachdem die Burg der Familie von dem nomadischen Reitervolk verwüstet worden war. Dies könnte sich im Jahr 954 oder auch früher zugetragen haben.

Die Geschichte, die uns Lantbert dazu erzählt, trägt bereits die Züge einer Legende. Die Ungarn seien nach der Zerstörung der Burg mit den gefangenen

und spätottonisch-frühsalische Thronbesetzungspraxis: ein Rückblick auf 25 Jahre Forschungsdisput, Hannover 2003; Ders.: Konradiner-Streitfragen: Ein Feld nur für unverbindliche Hypothesen, nicht auch für Plausibilitätsargumente und Logikbeweise?, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 71 (2008), S. 1–101; Johannes Fried: Konradiner und kein Ende oder Die Erfindung des Adelsgeschlechtes aus dem Geist der Kanonistik. Eine Auseinandersetzung mit Eduard Hlawitschka, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte: Germanistische Abteilung 123 (2006), S. 1–66; als Kognat der Konradiner taucht Heribert auf in Johannes Fried: Die Anfänge der Deutschen. Der Weg in die Geschichte, 5. Aufl. Berlin 2015, S. 647.

10 Vgl. die kritische Diskussion dieser Forschung bei Gerhard Lubich: Verwandtsein. Lesearten einer politisch-sozialen Beziehung im Frühmittelalter (6.–11. Jahrhundert), Köln 2007; Hans Hummer: *Visions of Kinship in Medieval Europe*, Oxford 2018.

11 Gerd Althoff: *Namegebung und adliges Selbstverständnis*, in: Dieter Geuenich u. a. (Hg.): *Nomen et gens. Zur historischen Aussagekraft frühmittelalterlicher Personennamen*, Berlin 1997, S. 127–139, hier S. 129 mit Bezug auf Karl Schmid: Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Dynastie beim mittelalterlichen Adel. Vorfragen zum Thema »Adel und Herrschaft im Mittelalter«, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberheims* 105 (1957), S. 1–62.

12 »Pater eius Hugo in dicta urbe Germani multo celebris nomine, mater vero Tietwidis alto Alemanni comitum insignis profluxit a sanguine, habens et ipsa genitricem Immam generatam ab ingenuo Regimbaldo comite«. Lantbert: *Vita Heriberti* (Anm. 1), l. 1, S. 138 f. Erst das Nekrolog aus dem 12. Jahrhundert macht aus Hugo einen Grafen: *Monica Sinderhauf: Die Abtei Deutz und ihre innere Erneuerung: Klostergeschichte im Spiegel des verschollenen Codex Thioderici*, Köln 1996, S. 206 (Notker von Lüttich begegnet darin als »Erzbischof«: S. 216).

Schwestern weiter nach Worms gezogen und hätten ohne Erbarmen die ganze Stadt zerstört.¹³ Das kleine Mädchen Imma sei jedoch von den Ungarn zum Loskauf angeboten und von einem Wormser Bürger aus der gefährlichen Lage gerettet worden. Ihre Familie habe schon alle Hoffnung auf ein Wiedersehen aufgegeben, als ihr Vater Regimbald im Gefolge Ottos des Großen nach Worms gekommen und bei demselben Wormser Bürger einquartiert worden sei, der die Lösegeldsumme für Imma bezahlt hatte. An der Stimme und am Aussehen habe er dort seine Tochter wiedererkannt, und bei allen sei große Freude aufgekommen. Als Dank für den Loskauf gab der Vater seine Tochter dem Wormser Bürger zur Frau. Aus dieser Ehe sei die Mutter Heriberts Tietwidis hervorgegangen.

Was an dieser romanhaften Anekdote wahr ist, lässt sich nicht mehr verifizieren. Das Erzählschema vom Verlust des Kindes und vom überraschenden Wiedersehen (*Anagnorisis*) ist aus zahlreichen Erzählungen der Antike und des Mittelalters bekannt.¹⁴ Während wir also die Wahrheit der Geschichte nicht beurteilen können, so lässt sich doch ihre Funktion für den Biographen Lantbert gut erkennen: Sie dient zur Erklärung der Tatsache, wie es zu der Heirat zwischen der Tochter eines schwäbischen Grafengeschlechts mit einem Wormser Bürger gekommen ist. Es handelte sich offenbar um eine *Mesalliance*, um einen sozialen Abstieg Immas, der durch die besonderen Umstände der Entführung durch die Ungarn, des Loskaufs durch einen Wormser und der anschließenden Szene der Wiedererkennung erklärt werden sollte. Noch wichtiger ist aber die Erkenntnis, dass für Lantbert weder der Vater Heriberts Hugo noch der namenlose Wormser Großvater mütterlicherseits, der das Lösegeld gezahlt hatte, eine noble Herkunft hatte, sondern allein die Großmutter Imma über deren Vater Graf Regimbald. Lantbert musste also ganze drei Generationen zurückgehen, um eine Person gräflicher Herkunft im Stammbaum Heriberts ausfindig zu machen. Welchen Status die Wormser Familie hatte, wird von Lantbert bewusst unterschlagen. Eine hochadlige Herkunft ist für Einwohner der Stadt gewiss nicht anzunehmen. Vielleicht wird man die Familie unter den Ministerialen und den Zensualen des Bischofs oder unter den Fiskalinen des Königs suchen müssen, die zusammen die Elite der städtischen Einwohnerschaft in der Zeit um das Jahr 1000 bildeten.¹⁵

13 Lantbert: *Vita Heriberti* (Anm. 1), I. 1, S. 140.

14 Man denke nur an die *Historia Apollonii regis Tyri* und ihre breite mittelalterliche Rezeption, vgl. Lea Braun: *Transformationen von Herrschaft und Raum in Heinrichs von Neustadt Apollonius von Tyrland*, Berlin 2018, S. 63–156, oder an die pseudo-clementinischen *Recognitiones*, vgl. Julia Weitbrecht: *Aus der Welt. Reise und Heiligung in Legenden und Jenseitsreisen der Spätantike und des Mittelalters*, Heidelberg 2011, S. 91–106.

15 Vgl. Knut Schulz: *Das Wormser Hofrecht Bischof Burchards*, in: Wilfried Hartmann (Hg.): *Bischof Burchard von Worms 1000–1025*, Mainz 2000, S. 251–278.

Lantberts Bild von der familiären Herkunft steht somit im deutlichen Gegensatz zu dem, was die Geschichtsforschung heute annimmt. Dabei ist Lantbert die einzige zeitgenössische Quelle, die sich überhaupt zu dieser Frage äußert. Die Gründe, warum die moderne Forschung eine karolingische und konradinische Abstammung konstruierte, sind wenig überzeugend.¹⁶ Zum einen wird auf den Namen Heribert verwiesen, der besonders häufig bei den Grafen von Vermandois begegnet. Aber Namensgleichheit allein ist kein hinreichendes Indiz für Verwandtschaft, sofern nicht besitzgeschichtliche Argumente hinzutreten.¹⁷ Zum anderen macht man geltend, dass Heribert als Erzbischof später immer wieder für konradinische Interessen eingetreten sei und sich sein politisches Verhalten durch die Zugehörigkeit zu dieser Familie erkläre. Andernfalls, so die maßgebliche moderne Biographie Heriberts, zerfielen sein Agieren »in eine Vielzahl obstruktiver Einzelaktionen ohne erkennbares Ziel«.¹⁸ Dass es sich hier um einen Zirkelschluss handelt, muss nicht weiter erklärt werden. Ebenso unrichtig wäre es anzunehmen, die Angehörigen derselben Familie würden immer auch denselben politischen Lagern angehören.¹⁹ Beispiele für innerfamiliären Zwist gibt es aus der Zeit um 1000 zur Genüge: Selbst Heribert und sein Bruder Heinrich waren bei der Frage der Nachfolge Ottos III. nicht einer Meinung.²⁰ Schließlich beruht die Annahme einer königlichen Herkunft Heriberts auf einer Auffassung, die lange Zeit die deutsche Mittelalterforschung beherrscht hat, nämlich dass die Adelherrschaft das grundlegende Charakteristikum der mittelalterlichen deutschen Geschichte gewesen sei.²¹ In welchen konservativen Kreisen diese Auffassung Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden ist, brauche ich hier nicht

16 In diesem Sinn bereits die Besprechung von Rudolf Schieffer, in: DA 35 (1979), S. 290 f. (»unsichere Konstruktionen«).

17 Vgl. zu der Debatte um die genealogisch-besitzgeschichtliche Methode Dieter Geuenich: Personennamengebung und Personennamengebrauch im Frühmittelalter, in: Reinhard Härtel (Hg.): Personennamen und Identität. Namengebung und Namengebrauch als Anzeiger individueller Bestimmung und gruppenbezogener Zuordnung, Graz 1997, S. 31–46. Zum Wandel der Namengebung im 10./11. Jahrhundert (»Namenschwund«) vgl. Michael Mitterauer: Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte, München 1993, S. 272 f. Zur symbolischen Bedeutung von Homonymie auch Laurence Leleu: »Per omnia patris ingressus vestigia, nomine, moribus et vita«: parenté, homonymie et ressemblance dans les sources narratives ottoniennes vers l'an mil, in: Steffen Patzold/Karl Ubl (Hg.): Verwandtschaft, Name und soziale Ordnung (300–1000), Berlin 2013, S. 263–288.

18 Müller: Heribert (Anm. 3), S. 58.

19 Martin Aurell (Hg.): La parenté déchirée. Les luttes intrafamiliales au Moyen Age, Turnhout 2010; Hans-Werner Goetz: »Verwandtschaft« um 1000: ein solidarischer Netzwerk?, in: Patzold/Ubl: Verwandtschaft (Anm. 17), S. 289–302.

20 Stefan Weinfurter: Heinrich II. Herscher am Ende der Zeiten, Regensburg 1999, S. 255.

21 Vgl. Karl Ubl: Zur Einführung: Verwandtschaft als Ressource sozialer Integration im frühen Mittelalter, in: Patzold/Ubl: Verwandtschaft (Anm. 17), S. 1–27; Hummer: Visions (Anm. 10), S. 70–74.

auszuführen. Sie war viel zu lange vorherrschend und machte blind für das Phänomen der sozialen Mobilität.

Was ist nun das Ergebnis dieser Überlegungen zur Herkunft Heriberts? Die Annahme einer konradinischen oder gar karolingischen Abstammung dürfen wir getrost verwerfen. Heribert entstammte einer Familie aus der Stadt Worms, die sich über die mütterliche Seite der fernen Verwandtschaft mit einem schwäbischen Grafen rühmen konnte. Damit war Heribert sicher nicht ein Parvenü, wie zum Beispiel die beiden zeitgenössischen Bischöfe von Eichstätt, die von Kaiser Heinrich II. aus dem Stand der Unfreiheit in das Bischofsamt erhoben wurden und deshalb Anfeindungen von Seiten des adligen Umfelds ausgesetzt waren.²² Ebenso ist aber festzustellen, dass Heribert von seiner Geburt her nicht dazu prädestiniert war, mit Päpsten, Königen und Kaisern auf Augenhöhe zu agieren, wie er es später getan hat. Wäre er nicht in den geistlichen Stand eingetreten, sondern Laie geblieben, hätte er nicht dieselbe Stellung in der Politik seiner Zeit eingenommen. Heribert war somit ein Aufsteiger, und diese Tatsache dürfte ihn nicht unwesentlich geprägt haben.

2. Heriberts Wahl zum Erzbischof: Kandidat des Kaisers

Wie heute auch, war bereits im 10. Jahrhundert Bildung der Königsweg zum sozialen Aufstieg.²³ Heribert fand auf mehrfache Weise glückliche Umstände vor: In Worms gab es an der Bischofskirche eine blühende Schule, an der einige zukünftige Bischöfe ausgebildet wurden.²⁴ Dort zeigte er diejenigen Eigenschaften, die es brauchte, um innerhalb der Kirche erfolgreich Karriere zu machen. Er war gelehrt, umgänglich und brachte alles mit, um der Kirche und dem König als ein Fachmann für Verwaltung zu dienen.²⁵ Mit seinem Aufenthalt im Kloster

22 Stefan Weinfurter: Die Geschichte der Eichstätter Bischöfe des Anonymus Haserensis. Edition – Übersetzung – Kommentar, Regensburg 1987, S. 54 f. mit Kommentar auf S. 145 f. Im Vergleich zu diesen Bischöfen erscheint der Bruder Heriberts in dieser Quelle als »nobilis genere« (S. 55 mit Kommentar auf S. 147). Vgl. Alfred Wendehorst: Das Bistum Eichstätt. 1: Die Bischofsreihe bis 1535, Berlin 2006, S. 53.

23 Heinrich Fichtenau: Soziale Mobilität in Quellen des 10. und frühen 11. Jahrhunderts, in: Heribert Knittler (Hg.): Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge. Festschrift für Alfred Hoffmann zum 75. Geburtstag, Wien 1979, S. 11–29; Ders.: Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts, Stuttgart 1984, S. 490–496; Joachim Ehlers: Die Reform der Christenheit. Studium, Bildung und Wissenschaft als bestimmende Kräfte bei der Entstehung des mittelalterlichen Europa, in: Ders. (Hg.): Deutschland und der Westen Europas, Stuttgart 2002, S. 177–209.

24 Johannes Staub: Domschulen am Mittelrhein um und nach 1000, in: Hartmann: Bischof Burchard (Anm. 15), S. 279–309.

25 C. Stephen Jaeger: The Envy of Angels. Cathedral Schools and Social Ideals in Medieval Europe 950–1200, Philadelphia 1994.

Gorze bei Metz, der sich an seine schulische Ausbildung anschloss, demonstrierte er seine Neigung zu einem asketischen Lebenswandel und entkräftete dadurch alle Sorgen, er könnte seine zukünftige Stellung zur eigenen Prachtentfaltung ausnutzen – was man schon damals einem sozialen Aufsteiger weniger verzieh als einem Angehörigen der Elite. Bischof Hildebald von Worms wurde bald auf ihn aufmerksam, was für Heribert erneut ein Glücksfall war. Denn Hildebald war Kanzler Kaiser Ottos III. und einer seiner wichtigsten politischen Berater.²⁶ Dadurch kam Heribert an den Hof und diente als Notar in der Hofkapelle.²⁷ Er bewährte sich so sehr, dass ihm 994 die Würde des Kanzlers für Italien übertragen wurde. Nach dem Tod Hildebalds übernahm er 998 auch die Kanzlei für den nordalpinen Teil des Reiches. In dieser Zeit hielt sich Heribert fast ausschließlich mit dem Kaiser in Italien auf und war maßgeblich an den politischen Entscheidungen dieser Zeit beteiligt, wie der Wahl des ersten deutschen Papstes Gregors V., der Errichtung einer Kaiserpfalz in Rom und der Formulierung der berühmten Devise »Renovatio imperii Romanorum«, ohne dass sich jedoch sein persönlicher Anteil daran präzisieren ließe.²⁸

Es war absehbar, dass Heribert wegen seiner Nähe zum Kaiser und seiner Stellung als Kanzler bald mit einem Bistum belohnt werden sollte. Das erste Angebot, die Diözese Würzburg, lehnte er noch ab, sorgte aber dafür, dass sein Bruder Heinrich dieses Amt übertragen bekam.²⁹ Heribert wollte offenbar höher hinaus und spekulierte auf das nächste freiwerdende Erzbistum. Als der Kölner Erzbischof Everger am 11. Juni 999 verstarb, war eine Position freigeworden, die seinem inzwischen erreichten Rang am kaiserlichen Hof entsprach und die die Weiterführung der engen Zusammenarbeit mit dem Kaiser möglich erscheinen ließ. Neben dem Erzbistum Mainz war Köln das mächtigste und prestigeträchtigste geistliche Amt im römisch-deutschen Reich. Doch wie würden die Kölner auf die Wahl eines Außenseiters reagieren?

26 Gerd Althoff: *Otto III.*, Darmstadt 1996, S. 78 f.; Dominik Waßenhoven: *Herrscherwechsel und ihre Auswirkungen auf Diözesen. Worms und Köln um die Jahrtausendwende*, in: Andreas Bihrer/Stephan Bruhn (Hg.): *Jenseits des Königshofs. Bischöfe und ihre Diözesen im nachkarolingischen ostfränkisch-deutschen Reich (850–1100)*, Berlin 2019, S. 57–92, hier S. 64–68.

27 Vgl. Wolfgang Huschner: *Transalpine Kommunikation im Mittelalter: diplomatische, kulturelle und politische Wechselwirkungen zwischen Italien und dem nordalpinen Reich (9. 11. Jahrhundert)*, Hannover 2003, S. 404–418; Kritik an der Identifikation übte Hartmut Hoffmann: *Notare, Kanzler und Bischöfe am ottonischen Hof*, in: *DA 61* (2005), S. 435–480, hier S. 455–457.

28 Vgl. die Mutmaßungen von Fried: *Anfänge* (Anm. 9), S. 648 und S. 660. Zurückhaltender: Knut Görich: *Otto III. Romanus Saxonicus et Italicus. Kaiserliche Rompolitik und sächsische Historiographie*, Sigmaringen 1993, S. 234.

29 Lantbert: *Vita Heriberti* (Anm. 1), l. 4, S. 147.

Die Vita Lantberts ist die einzige Quelle über die Bischofswahl Heriberts. Ihm zufolge kam es nach dem Tod Evergers in Köln zu einer Spaltung zwischen zwei Kandidaten.³⁰ Der Domklerus habe den Dompropst favorisiert, also den Vorsteher der Domgeistlichkeit. Wer die Gegenpartei war und wen sie unterstützte, wird nicht gesagt. Der Dompropst habe sich jedoch als nicht tauglich und unwürdig bezeichnet und stattdessen vorgeschlagen, den Erzkanzler Heribert zum Erzbischof zu wählen und mit diesem Vorschlag an den Kaiser heranzutreten. Er habe die Wahl des Außenseiters mit dessen unvergleichbarer Reinheit und Tugendhaftigkeit begründet. Daraufhin sei eine Gesandtschaft unter der Führung des Grafen Hermann mit dem Petrus-Stab, der wichtigsten Reliquie des Erzbistums, nach Italien aufgebrochen und habe in Rom um die Annahme der Wahl gebeten.³¹ Da sich Heribert damals in Ravenna aufgehalten habe, sei ein kurzer Brief des Kaisers aufgesetzt worden: »Otto allein von Gottes Gnaden Kaiser an den Erzkanzler Heribert Gnade und Köln sowie eine Elle des Palliums.«³²

Lantberts Bericht mag in diesem Briefzitat tatsächlich auf eine wahre Überlieferung zurückgehen, obwohl dies zuletzt vom Herausgeber der Vita bezweifelt wurde. Bei Lantberts Geschichte über die Wahl Heriberts ist sicher Skepsis angebracht. Warum sollte man in Köln auf die Idee gekommen sein, den Kanzler des Kaisers für das Amt des Erzbischofs ins Spiel zu bringen? Gewöhnlich war dies sicher nicht. Im Gegenteil: In den vergangenen 150 Jahren war in Köln immer ein Kandidat aus dem Domklerus zum Zug gekommen.³³ Allein die Ernennung Bruns von Köln im Jahr 953 war eine Ausnahme, weil Otto der Große damals in einer Phase der akuten Krise wegen des Aufstands seines Sohnes eigenmächtig über die Vergabe des Erzbistums verfügte. Otto gab damals nicht nur das geistliche Amt an seinen Bruder Brun, sondern auch die Aufsicht über das Herzogtum Lothringen, das er dem aufständischen Herzog Konrad entzogen hatte.³⁴ Von diesem Fall abgesehen war das Erzbistum fest in der Hand der Domgeistlichkeit. Jeder andere Erzbischof seit der Mitte des 9. Jahrhunderts war vor der Wahl Kanoniker an der Domkirche gewesen.

30 Ebd., S. 149–151.

31 Vgl. Ernst-Dieter Hehl: Herrscher, Kirche und Kirchenrecht im spätottonischen Reich, in: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hg.): Otto III. – Heinrich II. Eine Wende?, 2. Aufl. Stuttgart 2000, S. 169–203, hier S. 188 f. mit Anm. 64.

32 Lantbert: Vita Heriberti (Anm. 1), I. 5, S. 152.

33 Albrecht Finck von Finckenstein: Bischof und Reich. Untersuchungen zum Integrationsprozess des ottonisch-frühsalischen Reiches (919–1056), Sigmaringen 1989, S. 194 f.; Karl Ubl: Köln im Frühmittelalter (400–1100). Die Entstehung einer heiligen Stadt, Köln 2022 (im Druck).

34 Matthias Becher: Otto der Große. Kaiser und Reich. Eine Biographie, München 2012, S. 158–185; Jens Schneider: Auf der Suche nach dem verlorenen Reich. Lotharingen im 9. und 10. Jahrhundert, Köln 2010, S. 128–143.

Wie die Wahl Heriberts tatsächlich vor sich ging, wissen wir somit nicht. Es könnte tatsächlich eine Spaltung in der Domgeistlichkeit gegeben haben, die der Kaiser mit der Ernennung Heriberts ausnutzte. Es könnte aber ebenso der Fall gewesen sein, dass Otto III. einfach seinen Kanzler für das Amt bestimmte und den lokalen Kandidaten vollständig übergab, wie er es kurz zuvor mit dem Bistum Würzburg gemacht hatte. Eigenmächtige Interventionen in die Ernennung von Bischöfen nahmen unter Otto III. und seinem Nachfolger Heinrich II. erheblich zu.³⁵ Liest man den Bericht Lantberts zwischen den Zeilen, scheint es jedenfalls bei der Wahl Heriberts konfligierende Interessen und Ansprüche gegeben zu haben. Die Domgeistlichkeit wird dabei kaum selbst ihre eigene Entmachtung betrieben haben.³⁶

Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, mit welcher Vorsicht Heribert den Einzug in Köln am Weihnachtstag des Jahres 999 vorbereitet hatte. Aus Italien in der Nähe Kölns angekommen schickte er nach dem Bericht Lantberts das Pallium und die bischöflichen Insignien voraus und ging barfuß in der eisigen Winterkälte auf die Stadt zu (Abb. 2).³⁷ Vor den Toren wurde er von den wartenden Bischöfen empfangen und in den feierlich geschmückten Dom geführt, wo er die Bischofsweihe empfing. Dies war eine Demonstration der Demut, mit der er jeden Zweifel an seiner Eignung für dieses hohe Amt zerstreuen wollte. Als Außenseiter war es geboten, mit einem besonderen Einzug die Akzeptanz der Geistlichkeit und der Einwohner Kölns zu erlangen.

Solange Otto III. lebte, verbrachte Heribert jedoch nur wenig Zeit in Köln. Im Frühjahr 1000 reiste er mit dem Kaiser nach Aachen, vielleicht auch an die anderen Orte des kaiserlichen Umritts.³⁸ Zum Jahresende 1001 zog er mit einem Heeresaufgebot zur Unterstützung des Kaisers wieder nach Italien, wo er das kaiserliche Heerlager im neuen Jahr erreichte und Zeuge des frühen Todes Ottos III. am 23./24. Januar 1002 in der Burg Paterno unweit von Rom wurde.

3. Die Klostergründung in Deutz: Ein mühevoller Kraftakt

Während der kurzen Herrschaft Ottos III. war es Heribert kaum möglich gewesen, mit der Stadt Köln in enge Beziehung zu treten, war er doch erst zwei

35 Hartmut Hoffmann: Der König und seine Bischöfe in Frankreich und im Deutschen Reich (936–1060), in: Hartmann: Bischof Burchard (Anm. 15), S. 79–127; Weinfurter: Heinrich II. (Anm. 20), S. 146.

36 So auch schon Müller: Heribert (Anm. 3), S. 203, der aber dann ohne Quellengrundlage Hermann als Promotor der Kandidatur Heriberts identifiziert und damit eine Kölner Initiative annimmt.

37 Lantbert: Vita Heriberti (Anm. 1), I. 6, S. 156 f. Vgl. Müller: Heribert (Anm. 3), S. 199 f.

38 Friedrich Wilhelm Oediger: Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, 1: 313–1099, Bonn 1954–1961, Nr. 584, S. 174.



Abb. 2: Medaillon mit der Darstellung des Zugs Heriberts über die Alpen und des Empfangs in Köln. Köln, Neu-St. Heribert, Schrein des hl. Heribert, Köln, um 1147–um 1175, linke Langseite, Detail (Foto: Erzbistum Köln, Helmut Stahl)

Jahre im Amt und in dieser Zeit weitgehend vom Reichsdienst für den Kaiser vereinnahmt worden. Dies änderte sich schlagartig mit Ottos Tod. Der frühe Tod des kinderlosen Kaisers im Alter von nur 21 Jahren hatte das Reich in Schockstarre versetzt. Seit der Königserhebung Heinrichs I. im Jahr 919 war die Nachfolge zum ersten Mal wieder vollkommen offen, ohne dass es feste Regeln gegeben hätte, wie man zu einer Entscheidung gelangen könnte.³⁹ Zur

39 Weinfurter: Heinrich II. (Anm. 20), S. 36–58; Ludger Körntgen: »In primis Herimanni ducis assensu«. Zur Funktion von D H II. 34 im Konflikt zwischen Heinrich II. und Hermann von Schwaben, in: Frühmittelalterliche Studien 34 (2000), S. 159–185; Steffen Patzold:

Auswahl stand eine Reihe von möglichen Kandidaten. Nachdem Markgraf Ekkehard von Meißen am 30. April 1002 einem Attentat zum Opfer gefallen war und andere es unterlassen hatten, offen den Anspruch auf die Nachfolge geltend zu machen, blieben die beiden Herzöge Heinrich von Bayern und Hermann von Schwaben übrig.

In diesem offenen Machtkampf trat Heribert als Verwalter des politischen Erbes von Otto III. auf. Als Faustpfand dienten ihm der Leichnam sowie die heilige Lanze, die wichtigste Insignie des Reiches. Er führte den Leichenzug aus Italien kommend an und überquerte die Alpen, um den Kaiser nach dessen Wunsch in Aachen beizusetzen. Möglicherweise plante Heribert, die Eingeweide des Kaisers, die man vor der Abreise getrennt hatte, für eine zukünftige Stiftung in Köln zu verwenden.⁴⁰ Herzog Heinrich von Bayern wusste aber um die symbolische Bedeutung des Toten und hielt den Zug in Polling auf, um den Leichnam eigenhändig nach Augsburg zu tragen. Dort ließ er in der Kirche St. Afra die Eingeweide bestatten. Um den Anspruch auf Nachfolge zu bekräftigen, stiftete Heinrich 100 Bauernstellen zum Andenken an den verstorbenen Kaiser, mit dem er über den gemeinsamen Urgroßvater Heinrich I. verwandt war.⁴¹ Zugleich forderte er die Heilige Lanze von Heribert, die dieser aber in weiser Voraussicht nach Köln geschickt hatte. Heinrich II. nahm daraufhin den Bruder Heriberts gefangen, um die Herausgabe der Insignie zu erpressen. Auch sonst ging der bayerische Herzog zielstrebig vor. Ohne eine allgemeine Versammlung abzuwarten, ließ er sich Anfang Juni von seinen Anhängern in Mainz zum König erheben und zwang erst danach seinen Konkurrenten Hermann von Schwaben zur Anerkennung.

Heribert wurde somit auf zweifache Weise dupiert. Er war dafür eingetreten, eine allgemeine Reichsversammlung einzuberufen und die Königswahl ohne Zeitdruck vorzubereiten.⁴² Auf diese Weise hatte er vermutlich gehofft, seine Stimme als wichtigster Ratgeber des verstorbenen Kaisers zur Geltung zu bringen. Ob er tatsächlich wie die überwältigende Mehrheit der in Aachen versammelten Lothringer den Rivalen Hermann II. favorisierte, ist nicht bezeugt, aber

Königerhebungen zwischen Erbrecht und Wahlrecht? Thronfolge und Rechtsmentalität um das Jahr 1000, in: DA 58 (2002), S. 467–501.

40 Klaus Gereon Beuckers: Heinrich II. und Köln. Die Gründung von Kloster Deutz im (kunst)historischen Kontext, in: Andreas Ranft/Wolfgang Schenkluhn (Hg.): Herrschaftslandschaft im Umbruch. 1000 Jahre Merseburger Dom, Regensburg 2016, S. 79–112.

41 Weinfurter: Heinrich II. (Anm. 20), S. 39. Zur Konkurrenz der Bestattungsriten vgl. Lothar Borscheuer: *Miseriae regum. Untersuchungen zum Krisen- und Todesgedanken in den herrschaftstheologischen Vorstellungen der ottonisch-salischen Zeit*, Berlin 1968, S. 130.

42 Thietmar von Merseburg: *Chronicon*, hg. von Robert Holtzmann (MGH SS rer. Germ. N. S. 9), Hannover 1935, IV, c. 50, S. 188–190.

wahrscheinlich.⁴³ Vermutlich waren politische Differenzen ausschlaggebend für die Ablehnung des Bayernherzogs.⁴⁴ Erst im August 1002 unterwarf er sich in Duisburg dem neuen König.⁴⁵

An die Rückkehr zu der Vertrauensstellung, die er am Hof Ottos III. genossen hatte, war jedoch nicht zu denken. Gleichwohl wollte sich Heribert das Prestige des verstorbenen Kaisers zunutze machen. Bevor der Leichnam zu Ostern 1002 in Aachen beigesetzt wurde, hatte er ihn während der gesamten Karwoche in Köln verweilen und in den wichtigsten Kirchen ausstellen lassen: am Montag in St. Severin, am Dienstag in St. Pantaleon, am Mittwoch in St. Gereon und am Gründonnerstag im Dom.⁴⁶ Deutlicher konnte nicht demonstriert werden, wie bedeutend der Kaiser für das Prestige des Erzbischofs war. Doch Heribert beließ es nicht bei dieser Symbolik. Er gründete in Deutz ein Kloster zu Ehren der Jungfrau Maria, das er dem Andenken an seinen Kaiser widmete (Abb. 3). Nach der vorherrschenden Meinung der Forschung soll dies bereits in den Jahren 1002/1003 geschehen sein.⁴⁷

Klostergründungen waren eine gewaltige Kraftanstrengung. Von Heriberts Vorgängern ist die Realisierung eines solchen Projekts allein Brun mit St. Pantaleon und Gero mit St. Vitus in Mönchengladbach gelungen.⁴⁸ St. Pantaleon wurde durch weitere Schenkungen der Kaiserin Theophanu bedacht und konnte dadurch innerhalb kürzester Zeit zu einem neuen geistlichen Zentrum Kölns aufsteigen, während die Gladbacher Stiftung enorme Startschwierigkeiten hatte und erst nach einigen Jahrzehnten gefestigt war. Anders als die beiden Erzbischöfe aus dem sächsischen Hochadel konnte Heribert nicht über eine erhebliche Erbschaft oder Eigenbesitz zurückgreifen. Fast das gesamte Vermögen, das Heribert seiner Stiftung zukommen ließ, stammte aus dem Besitz des Erzbistums.⁴⁹ Er übertrug den Mönchen unter anderem die Pfarrkirche St. Urban in Deutz mit den Zehnten aus den umliegenden Höfen in Kalk, Vingst, Poll, Rolshoven und

43 Ebd.

44 Weinfurter: Heinrich II. (Anm. 20), S. 50; Waßenhoven: Herrscherwechsel (Anm. 26), S. 71–74.

45 RI II,4 n. 1498a.

46 Thietmar: Chronik (Anm. 42), IV, c. 53, S. 192. Zur Bedeutung vgl. Bornscheuer: *Miseriae regum* (Anm. 41), 208–211.

47 Oediger: *Regesten* (Anm. 38), Nr. 598, S. 179; Müller: *Heribert* (Anm. 3), S. 283; Beuckers: *Heinrich II.* (Anm. 40). Beuckers These, Heribert hätte Sorge gehabt, der neue König könnte die Schenkung der Festung Deutz rückgängig machen, wurde überzeugend zurückgewiesen: Waßenhoven, *Herrscherwechsel* (Anm. 26), S. 78–81: Deutz hatte sich spätestens seit Brun im Besitz des Erzbistums befunden.

48 Vgl. mit weiterer Literatur Karl Ubl: *Der Einzug der Benediktiner in Köln. Erzbischöfliche Stiftungspolitik an der Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert*, in: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige* 123 (2021), S. 77–94.

49 Wisplinghoff: *Rheinisches Urkundenbuch* (Anm. 2), Nr. 123–131, 178–195; Müller: *Heribert* (Anm. 3), S. 292–305.